

Jochen Schimmang: „Die Versehrten springen nicht vom Zehner“

Von den Tücken des Schreibens über sich selbst

Von Gisa Funck

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 26.10.2026

Wie kann man aufrichtig über sich selbst schreiben? Der 78jährige Jochen Schimmang versucht es in Form von Erzählungen, in denen er schlaglichtartig sein Leben rekapituliert: Die Nachkriegskindheit, die Studienzeit, die wichtigen Begegnungen und Lektüren. Doch es sind nicht zuletzt die miterzählten Lücken, die diese Erinnerungstexte so faszinierend machen.

Wer schon einmal versucht hat, sein Leben aufzuschreiben, der merkt schnell: Das ist wahrheitsgemäß eigentlich gar nicht möglich. Schon allein deshalb nicht, weil das menschliche Erinnerungsvermögen höchst täuschungsanfällig ist – und dazu neigt, alles Unschmeichelhafte, Unangenehme oder schlicht Langweilige der eigenen Biografie im Nachhinein schönzufärben oder auszublenden. Von daher zitiert Jochen Schimmang in seinem neuen Erzählungsband nicht ohne Grund ein beliebtes Bonmot:

Die Unmöglichkeit, das eigene Leben nachzuerzählen

„Ein Schriftsteller ist jemand, der exemplarisch darunter leidet, dass er sein Leben nicht erzählen kann.“

Wohl wahr! Doch wie kann oder sollte man dann überhaupt noch über sich selbst schreiben? Jochen Schimmang hat auf diese dilemmatische Grundsatzfrage nun eine ziemlich elegante und trickreiche Antwort gefunden. Und ganz bewusst auch: Eine mit Mut zur Erzähllücke.

Splitter-Biografie aus Erinnerungstexten

Denn er legt mit seinem Buch eine Biografie aus Erinnerungssplittern vor. Oder genauer: Aus sechs Texten, in denen er schlaglichtartig noch einmal sein Leben rekapituliert. So handelt die Titelerzählung etwa von einem Freibad-Besuch, den er als Siebenjähriger 1955 mit seinem kriegsversehrten Vater unternahm:

Jochen Schimmang

Die Versehrten springen nicht vom Zehner

Edition Nautilus

208 Seiten

24 Euro

„Du weißt, dass auch dein Vater in Russland gewesen und verwundet worden ist, so dass du ihn von Anfang an nur mit einem Arm gekannt hast, dem linken. Vom rechten ist nur ein Stumpf übrig geblieben.“

Mit dem kriegsversehrten Vater im Freibad

Es ist der 21. August 1955: Der Tag des Fußball-Freundschaftsspiels BRD gegen die Sowjetunion, welches das DFB-Team schmachvoll 3 zu 2 verlor. Und die eigentlich private Episode bekommt dann schnell etwas Exemplarisches, weil der siebenjährige Erzähler miterlebt, wie im Freibad plötzlich der faschistische Nazi-Dämon neu zu Leben erwacht. Denn während sich sein versehrter Vater lieber in den Schatten zurückzieht, besteigt ein junger Schönling den Sprungturm – und wird frenetisch bejubelt:

„Alle Blicke richten sich jetzt nach oben, auch dein eigener. Der junge Mann [...], das ist für dich selbstverständlich, gehört nicht zu den Versehrten. Die Versehrten springen nicht vom Zehner, vielleicht dürfen sie gar nicht erst hoch. [...] Der Körper des jungen Mannes [...] ist gebräunt, schlank, muskulös. Einer wie Horst Buchholz. Ein deutscher Jüngling.“

Der lange Schatten des NS-Faschismus

Die inhumane Stärke-Ideologie der NS-Diktatur, das schwingt in diesen Sätzen unüberhörbar mit, sie ist 1955 noch längst nicht überwunden. Und es sind solche scheinbar lapidaren, jedoch doppelbödigen Befunde, die Schimmangs Erzählungen so faszinierend machen. So auch in einer anderen Episode, in der er von seinem Psychologiestudium in Bochum Mitte der Siebziger Jahre erzählt. Den damals verbreiteten linken Weltrettungsfuror resümiert er da einmal ebenso amüsant wie anspielungsreich so:

„Keine bleierne Zeit damals [...]. Vorherrschender Farbton: Orange. Kaum Grautöne.“

In einer weiteren Erzählung versucht Schimmang wiederum der Tragik seines kriegsversehrten Vaters auf die Schliche zu kommen, der später als Stadtkämmerer von Leer steile Karriere machte – seinem Sohn aber letztendlich fremdblieb:

Auch die Lücken und offengebliebenen Fragen erzählen viel über ein Leben

„Wie weit mein Vater als Soldat in Russland vorangekommen ist und wann sein Rückzug begonnen hat, weiß ich nicht. Ob er getötet, gebrandschatzt, vergewaltigt hat, ebenfalls nicht.“

Das Paradoxe an Schimmangs autobiografischen Erzählungen ist, dass sie sich nicht zuletzt wegen ihrer miterzählten Leerstellen so erhellend lesen. Denn gerade dadurch, dass der 78-jährige Autor hierin auch seine Wissenslücken und sein Hadern über verpasste Aussprache-Gelegenheiten zugibt, gerade dadurch kommt man ihm sehr nahe. Und weil für Schimmang Lese-Erlebnisse letztlich genauso wertvoll sein können wie reale Erfahrungen, erfährt man in diesem Buch auch viel über seine Lektüre-Vorlieben.

Magische Verbindung zwischen LiteratInnen

Ja, mehr noch: Als Literaturgläubiger zeigt er sich sogar überzeugt davon, dass quasi ein magisches Band zwischen gleichgesinnten LiteratInnen existiert, die sich anhand von

Lektüre-Codes erkennen würden. Entsprechend innig war Schimmang mit dem 2024 verstorbenen Schriftsteller Christian Linder befreundet, der eigentlich Peter Schröder hieß – und die These vertrat, dass gerade das Ungeschriebene und Verheimlichte entscheidend fürs Verständnis eines Werks sei. Oder wie Schimmang erklärt:

„Er [Linder] geht immer davon aus, dass die Autoren in ihren Büchern [...] ein Geheimnis verstecken: ihr eigenes Geheimnis. Und zwar so gut, dass ihre Bücher auf das hin gelesen werden müssen, was nicht in ihnen steht.“

Doch nicht nur wegen solcher interessanter Erläuterungen zum Freigeist Christian Linder ist Schimmangs lücke-lassendes Erinnerungsbuch unbedingt empfehlenswert.